

Initiative gegen Massentierhaltung – Auftrag der Kirchen

Die Initiative gegen Massentierhaltung betrifft ethische, ökologische und ökonomische Fragen. Während die einen darauf hinweisen, dass die Schweiz weltweit strengste Tierschutzrichtlinien kennt, mahnen die anderen, dass trotzdem 70 Prozent der «Nutztiere» während ihrer gesamten Lebenszeit keinen einzigen Tag Auslauf haben, so über 500'000 Schweine, die zu zehnt auf der Fläche eines Autoparkplatzes und harten Betonböden gehalten werden; über 90 Prozent bzw. 73 Millionen Hühnern steht sogar nur je die Fläche eines A4-Blatts zu. Die einen plädieren für tiefe Preise und freien Markt, die anderen prangern die negativen Folgen von Massenproduktion und -konsum für Mensch und Umwelt an. Ob es banaler Zufall oder gleichsam höhere Fügung sein mag, dass der Abstimmungssonntag vom 25. September mit dem Festtag des Landespatrons Niklaus von Flüe zusammenfällt – nach der umstrittenen, vom Bundesgericht im Ergebnis geschützten Positionierung für die Konzernverantwortungsinitiative kommen die Landeskirchen nicht umhin, in ihrer Verantwortung für die Schöpfung zur Willensbildung beizutragen. Dazu folgende Gedanken:

Schon am Anfang der Schöpfung schafft Gott Tiere wie Menschen und segnet sie (Gen 1,20-28). Freilich kommt dem Menschen «als Bild Gottes» eine besondere Stellung zu: *«füllt die Erde und unterwerft sie euch und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die auf der Erde kriechen»* (Gen 1,28). Dieser Herrschaftsauftrag aber gilt keineswegs absolut oder gar absolutistisch:

«Das Erste, was den Mutterschoß durchbricht, jeder männliche Erstling beim Vieh, bei deinen Rindern und Schafen, gehört mir» (Ex 34,19). *«Denn mir gehört alles Wild des Wäl-*

des, das Vieh auf den Bergen zu Tausenden. Ich kenne alle Vögel der Berge, was sich regt auf dem Feld, ist mein Eigen» (Ps 50,10f.).

Damit erweist sich der Mensch weniger als Eigentümer denn als Hüter der ihm anvertrauten Tiere, die er wohl zu Arbeit und Ernährung massvoll *nutzen*, aber nicht *aus-nützen* darf:

«Am siebten Tag aber sollst du ruhen, damit dein Rind und dein Esel ausruhen» (Ex 23,12). «Wenn du ... ein Vogelnest mit Jungen oder mit Eiern darin findest ..., sollst du die Mutter fliegen lassen und nur die Jungen nehmen, damit es dir gut geht und du lange lebst» (Dtn 22, 6f.). «Kommt das Gras hervor, erscheint das Grün, sammelt man die Kräuter auf den Bergen, dann gibt es Lämmer für deine Kleidung, Böcke als Kaufpreis für Äcker und genug Ziegenmilch für dich als Nahrung, als Nahrung für dein Haus und Lebensunterhalt für deine Mägde» (Spr 27,25-27).

Dass sich die pflichtgemässe Fürsorge für die anvertrauten Tiere in der persönlichen Bindung widerspiegelt, deutet die bekannte Natansparabel:

«Der Reiche besaß sehr viele Schafe und Rinder, der Arme aber besaß nichts außer einem einzigen kleinen Lamm, das er gekauft hatte. Er zog es auf und es wurde bei ihm zusammen mit seinen Kindern groß. Es aß von seinem Stück Brot und es trank aus seinem Becher, in seinem Schoß lag es und war für ihn wie eine Tochter. Da kam ein Besucher zu dem reichen Mann und er brachte es nicht über sich, eines von seinen Schafen oder Rindern zu nehmen, um es für den zuzubereiten, der zu ihm gekommen war. Darum nahm er dem Armen das Lamm weg und bereitete es für den Mann zu, der zu ihm gekommen war. Da geriet David in heftigen Zorn über den Mann und sagte zu Natan: So wahr der HERR lebt: Der Mann, der das getan hat, verdient den Tod. Das Lamm soll er vierfach ersetzen, weil er das getan und kein Mitleid gehabt hat» (2 Sam 12,2-5).

Oder pointiert ausgedrückt: *«Der Gerechte weiß, was sein Vieh braucht, doch das Herz der Frevler ist hart» (Spr 12,10). Letztere ermahnt der «Prediger»:*

«Was die einzelnen Menschen angeht, dachte ich mir, dass Gott sie herausgegriffen hat und dass sie selbst erkennen müssen, dass sie eigentlich Tiere sind. Denn jeder Mensch unterliegt dem Geschick und auch die Tiere unterliegen dem Geschick. Sie haben ein und dasselbe Geschick. Wie diese sterben, so sterben jene. Beide haben ein und denselben Atem. Einen Vorteil

des Menschen gegenüber dem Tier gibt es da nicht. Denn beide sind Windhauch. Beide gehen an ein und denselben Ort. Beide sind aus Staub entstanden, beide kehren zum Staub zurück. Wer weiß, ob der Atem der einzelnen Menschen wirklich nach oben steigt, während der Atem der Tiere ins Erdreich hinabsinkt?» (Koh 3,18-21).

Dem Bild des eigensüchtigen Halters setzt schon das Alte Testament jenes des Guten Hirten entgegen, der seine Tiere in Fürsorge leitet:

«Weh den Hirten Israels, die sich selbst geweidet haben! Müssen die Hirten nicht die Schafe weiden? Das Fett verzehrt ihr und mit der Wolle kleidet ihr euch. Das Mastvieh schlachtet ihr, die Schafe aber weidet ihr nicht. Die Schwachen habt ihr nicht gestärkt, das Kranke habt ihr nicht geheilt, das Verletzte habt ihr nicht verbunden, das Vertriebene habt ihr nicht zurückgeholt, das Verlorene habt ihr nicht gesucht; mit Härte habt ihr sie niedergetreten und mit Gewalt. ... Nun gehe ich gegen die Hirten vor und fordere meine Schafe aus ihrer Hand zurück. ... Ich rette meine Schafe aus ihrem Rachen, sie sollen nicht länger ihr Fraß sein. ... Auf guter Weide werde ich sie weiden und auf den hohen Bergen Israels wird ihr Weideplatz sein. ... Ich, ich selber werde meine Schafe weiden und ich, ich selber werde sie ruhen lassen – Spruch GOTTES, des Herrn. Das Verlorene werde ich suchen, das Vertriebene werde ich zurückbringen, das Verletzte werde ich verbinden, das Kranke werde ich kräftigen. ... Ich werde über sie einen einzigen Hirten einsetzen, der sie weiden wird, meinen Knecht David. Er ist es, der sie weiden wird. Er ist es, der für sie Hirt sein wird. Ich selbst, der HERR, werde für sie Gott sein und mein Knecht David wird Fürst sein in ihrer Mitte. ... Ihr seid meine Schafe. Die Schafe meiner Weide seid ihr, Menschen. Ich bin euer Gott – Spruch GOTTES, des Herrn» (Ez 34,1ff.).

So zeigt sich denn im Bild des Guten Hirten – als Mensch Gottes Ebenbild – eben Gott selbst: *«Wie ein Hirt weidet er seine Herde, auf seinem Arm sammelt er die Lämmer, an seiner Brust trägt er sie, die Mutterschafe führt er behutsam» (Jes 40,11).* In den Guthirt-Gleichnissen des Neuen Testaments wird schliesslich betont, dass es dem Guten Hirten nicht nur um die Sorge für die Herde als Ganzes, sondern jedes Einzelne Wesen geht:

«Wenn jemand hundert Schafe hat und eines von ihnen sich verirrt, lässt er dann nicht die neunundneunzig auf den Bergen zurück, geht hin und sucht das verirrte? Und wenn er es findet – Amen, ich sage euch: Er freut sich über dieses eine mehr als über die neunundneunzig, die sich nicht verirrt haben» (Mt 8,12). «Die Schafe hören auf seine Stimme; er ruft die

Schafe, die ihm gehören, einzeln beim Namen und führt sie hinaus. ... Der Dieb kommt nur, um zu stehlen, zu schlachten und zu vernichten; ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben. Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe. Der bezahlte Knecht aber, der nicht Hirt ist und dem die Schafe nicht gehören, sieht den Wolf kommen, lässt die Schafe im Stich und flieht; und der Wolf reißt sie und zerstreut sie. Er flieht, weil er nur ein bezahlter Knecht ist und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt; ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben hin für die Schafe» (Joh 10,1ff.).

Wenn in der Philosophie des «christlichen» Abendlandes das Wohl der Tiere einerseits mit ihrer Leidensfähigkeit, andererseits dem menschlichen Mitgefühl postulierte, widerspiegeln sich darin wesentliche der erwähnten biblischen Gesichtspunkte:

«Nach der Zuneigung der Leidenschaft wird der Mensch indes auch von Empfindung den Tieren gegenüber bewegt, denn da aus dem Unglück anderer das Mitgefühl entsteht und die Tiere gleichfalls Schmerzen verspüren, kann im Menschen auch eine Regung des Mitgefühls mit den Schmerzen der Tiere aufkommen. Es liegt aber sehr nahe, dass derjenige, der mit den Tieren Mitgefühl zeigt, daraus empfänglicher wird für Gefühle des Erbarmens den Menschen gegenüber» (Thomas von Aquin, Summa I-II, 102, 6).

«In Ansehung des Schönen obgleich Leblosen in der Natur ist ein Hang zum bloßen Zerstören (spiritus destructionis) der Pflicht des Menschen gegen sich selbst zuwider; weil es dasjenige Gefühl im Menschen schwächt oder vertilgt, ..., nämlich etwas auch ohne Absicht auf Nutzen zu lieben. ... In Ansehung des lebenden, obgleich vernunftlosen Teils der Geschöpfe ist die Pflicht der Erhaltung von gewaltsamer und zugleich grausamer Behandlung der Tiere der Pflicht des Menschen gegen sich selbst weit inniglicher entgegengesetzt, weil dadurch das Mitgefühl an ihren Leiden im Menschen abgestumpft und dadurch eine der Moralität im Verhältnisse zu anderen Menschen sehr diensame natürliche Anlage geschwächt und nach und nach ausgetilgt wird» (Immanuel Kant, MS Tugendlehre, A 109, § 17 WA S. 578 f).

«Die Frage ist weder: Können sie denken, noch: können sie sprechen, sondern: können sie leiden?» (Jeremy Bentham, An Introduction to the Principles of Morals and Legislation, chapter 17, section 1, footnote).

Für Edith Stein, die angesichts der Problemstellungen der modernen Technik das Spannungsfeld von philosophischer Phänomenologie und christlicher Dogmatik zu wegweisenden Denkansätzen fruchtbar machte, ist der Mensch sowohl wegen seines Mitgefühls zum Tier – das er selbst auch ist – als auch seiner besonderen mentalen Fähigkeiten zu grösster Verantwortung verpflichtet:

«Der Mensch ist berufen, der Heiland aller Kreatur zu sein. Er kann es, soweit er selbst erlöst ist. Der Heilige versteht die Sprache der Tiere, er versteht sich ihnen verständlich zu machen, und der Bruder Wolf unterwirft sich ihm in Gehorsam. Was erschließt dem Menschen die Seele des Tieres? Er selbst ist von Natur aus ein Tier und in der Einheit der Natur mit allem Geschaffenen verbunden. Der Gesetzlichkeit, die das Spiel der Eindrücke und Reaktionen beherrscht, ist er mitunterworfen. Er kann spüren, was in der Seele des Tieres lebt, in derselben Weise wie auch das Tier spürt, was in der Seele des Menschen ist. Er vernimmt das bange Seufzen der Kreatur und spürt die dumpfe Angst, die daraus spricht. Zu helfen aber ist er nicht als ein Stück Natur befähigt, sondern als Kind Gottes, das über die Natur erhoben ist. Frei aufgerichtet vermag er die Angst als Angst zu erkennen, die im Tier nur im Dunkel lebt. Und soweit er von göttlicher Liebe erfüllt ist, vermag er die angsterfüllte tierische Seele liebend zu umfassen. Sie aber findet in der Anlehnung an den beruhigten Menschen selbst Ruhe. ...

Es muß ein Herr über die Schöpfung gesetzt sein, ein freies und vernunftbegabtes Wesen. Das Tier kann durch die blinden Reaktionen, deren es fähig ist, wohl sich bewahren, aber nichts anderes. Es bedarf einer Einsicht in die Zusammenhänge der Natur über den Umkreis des eigenen Lebens hinaus und einer Voraussicht möglichen Geschehens, um regelnd eingreifen zu können. ... Die Wirkungszusammenhänge in der Natur fortschreitend rational zu begreifen und damit eine Grundlage zu schaffen für eine Vorausbestimmung künftiger Geschehensmöglichkeiten und ein regelndes Eingreifen, das ist die ursprüngliche Aufgabe der Naturwissenschaft. Die auf die Erkenntnis begründete Beherrschung der Natur ermöglicht es dem Menschen, die Kreaturen bei dem ihnen eingeschriebenen Seinssinne festzuhalten. Die moderne Technik, soweit sie ihre Aufgabe darin sieht, die Natur dem Menschen zu unterwerfen und in den Dienst seiner natürlichen Begierden zu stellen, unbekümmert um den Schöpfungsgedanken und eventuell im schroffsten Gegensatz dazu, stellt den radikalen Abfall von dem ihr ursprünglich vorgezeichneten Dienst dar. Für alles, was in der Natur nicht so ist, wie es sein sollte, ist der Mensch verantwortlich, ihre Entfernung vom Schöpfungsplane ist seine Schuld» (Edith Stein, Welt und Person, S. 169 u. 171).

Der – bekanntlich weitgehend von Joseph Ratzinger verfasste – Katechismus der Katholischen Kirche bringt in ebenso schönen wie klaren Worten zum Ausdruck, wie die nachkonziliare Kirche den menschlichen Umgang mit Tieren ethisch begründet:

«Jedes Geschöpf besitzt seine eigene Güte und Vollkommenheit. Von jedem Werk der ‹sechs Tage› heißt es: ‹Und Gott sah, daß es gut war›. ‹Aufgrund ihres Geschaffenseins selbst nämlich werden alle Dinge mit einer eigenen Beständigkeit, Wahrheit, Gutheit sowie mit eigenen Gesetzen und [einer eigenen] Ordnung ausgestattet› (GS 36,2). Die unterschiedlichen Geschöpfe widerspiegeln in ihrem gottgewollten Eigensein, jedes auf seine Art, einen Strahl der unendlichen Weisheit und Güte Gottes. Deswegen muß der Mensch die gute Natur eines jeden Geschöpfes achten und sich hüten, die Dinge gegen ihre Ordnung zu gebrauchen. Andernfalls wird der Schöpfer mißachtet und es entstehen für die Menschen und ihre Umwelt verheerende Folgen (339). Die gegenseitige Abhängigkeit der Geschöpfe ist gottgewollt. Die Sonne und der Mond, die Zeder und die Feldblume, der Adler und der Sperling –all die unzähligen Verschiedenheiten und Ungleichheiten besagen, daß kein Geschöpf sich selbst genügt, daß die Geschöpfe nur in Abhängigkeit voneinander existieren, um sich im Dienst aneinander gegenseitig zu ergänzen (340).

Das siebte Gebot verlangt auch, die Unversehrtheit der Schöpfung zu achten. Tiere, Pflanzen und leblose Wesen sind von Natur aus zum gemeinsamen Wohl der Menschheit von gestern, heute und morgen bestimmt [Vgl. Gen 1,28-31]. Die Bodenschätze, die Pflanzen und die Tiere der Welt dürfen nicht ohne Rücksicht auf sittliche Forderungen genutzt werden. Die Herrschaft über die belebte und die unbelebte Natur, die der Schöpfer dem Menschen übertragen hat, ist nicht absolut; sie wird gemessen an der Sorge um die Lebensqualität des Nächsten, wozu auch die künftigen Generationen zählen; sie verlangt Ehrfurcht vor der Unversehrtheit der Schöpfung [Vgl. CA 37-38] (2415).

Tiere sind Geschöpfe Gottes und unterstehen seiner fürsorgenden Vorsehung [Vgl. Mt 6,26]. Schon allein durch ihr Dasein preisen und verherrlichen sie Gott [Vgl. Dan 3,79-81]. Darum schulden ihnen auch die Menschen Wohlwollen. Erinnern wir uns, mit welchem Feingefühl die Heiligen, z. B. der hl. Franz von Assisi und der hl. Philipp Neri, die Tiere behandelten (2416). Es widerspricht der Würde des Menschen, Tiere nutzlos leiden zu lassen und zu töten (2418).»

In seiner zweiten, dem christlichen Umgang mit Natur und Umwelt gewidmeten Enzyklika «Laudato si'» geht Papst Franziskus wiederholt auf die Geschöpflichkeit der Tiere ein:

«Ein fehlgeleiteter Anthropozentrismus gibt Anlass zu einem fehlgeleiteten Lebensstil. ... Wenn der Mensch sich selbst ins Zentrum stellt, gibt er am Ende seinen durch die Umstände bedingten Vorteilen absoluten Vorrang, und alles Übrige wird relativ. Daher dürfte es nicht verwundern, dass sich mit der Allgegenwart des technokratischen Paradigmas und der Verherrlichung der grenzenlosen menschlichen Macht in den Menschen dieser Relativismus entwickelt, bei dem alles irrelevant wird, wenn es nicht den unmittelbaren eigenen Interessen dient. Darin liegt eine Logik, die uns verstehen lässt, wie sich verschiedene Haltungen gegenseitig bekräftigen, die zugleich die Schädigung der Umwelt und die der Gesellschaft verursachen. ... Es ist auch die innere Logik dessen, der sagt: Lassen wir die unsichtbare Hand des Marktes die Wirtschaft regulieren, da ihre Auswirkungen auf die Gesellschaft und auf die Natur ein unvermeidbarer Schaden sind. Wenn es weder objektive Wahrheiten noch feste Grundsätze gibt außer der Befriedigung der eigenen Pläne und der eigenen unmittelbaren Bedürfnisse – welche Grenzen können dann der Menschenhandel, die organisierte Kriminalität, der Rauschgifthandel, der Handel mit Blutdiamanten und Fellen von Tieren, die vom Aussterben bedroht sind, haben? (122 f.).

Viele Menschen spüren eine tiefe Unausgeglichenheit, die sie dazu bewegt, alles in Höchstgeschwindigkeit zu erledigen, um sich beschäftigt zu fühlen, in einer ständigen Hast, die sie wiederum dazu führt, alles um sich herum zu überfahren. Das wirkt sich aus auf die Art, die Umwelt zu behandeln. Eine ganzheitliche Ökologie beinhaltet auch, sich etwas Zeit zu nehmen, um den ruhigen Einklang mit der Schöpfung wiederzugewinnen, um über unseren Lebensstil und unsere Ideale nachzudenken, um den Schöpfer zu betrachten, der unter uns und in unserer Umgebung lebt und dessen Gegenwart (nicht hergestellt, sondern entdeckt, enthüllt werden) muss (155).

Einige Überzeugungen unseres Glaubens, die zu Beginn (96, 100) dieser Enzyklika dargelegt wurden – wie das Bewusstsein, dass jedes Geschöpf etwas von Gott widerspiegelt und eine Botschaft hat, die uns etwas lehren kann, oder die Gewissheit, dass Christus diese materielle Welt in sich aufgenommen hat und jetzt als Auferstandener im Innersten eines jeden Wesens wohnt, es mit seiner Liebe umhüllt und mit seinem Licht durchdringt – helfen uns, diese Umkehr mit reichem Sinn zu erfüllen. Das Gleiche gilt für die Erkenntnis, dass Gott die Welt erschaffen und in sie eine Ordnung und eine Dynamik hineingelegt hat, die der Mensch nicht ignorieren darf. Wenn jemand im Evangelium liest, dass Jesus von den Vögeln

spricht und sagt, dass «Gott nicht einen von ihnen vergisst» (Lk 12,6), wird er dann fähig sein, sie schlecht zu behandeln oder ihnen Schaden zuzufügen? Ich lade alle Christen ein, diese Dimension ihrer Umkehr zu verdeutlichen, indem sie zulassen, dass die Kraft und das Licht der empfangenen Gnade sich auch auf ihre Beziehung zu den anderen Geschöpfen und zu der Welt, die sie umgibt, erstrecken und jene sublimen Geschwisterlichkeit mit der gesamten Schöpfung hervorrufen, die der heilige Franziskus in so leuchtender Weise lebte (221).

Wir sprechen von einer Haltung des Herzens, das alles mit gelassener Aufmerksamkeit erlebt; das versteht, jemandem gegenüber ganz da zu sein, ohne schon an das zu denken, was danach kommt; das sich jedem Moment widmet wie einem göttlichen Geschenk, das voll und ganz erlebt werden muss. Jesus lehrte uns diese Haltung, als er uns einlud, die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels zu betrachten, oder als er in der Gegenwart eines unruhigen Mannes diesen ansah und ihn liebte (vgl. Mk 10,21). Ja, er war jedem Menschen und jedem Geschöpf gegenüber ganz da, und so zeigte er uns einen Weg, die krankhafte Ängstlichkeit zu überwinden, die uns oberflächlich, aggressiv und zu hemmungslosen Konsumenten werden lässt (226).»

Schliesslich zurück zur Abstimmung vom 25. September: Auch Bruder Klaus war in seiner Zeit vor dem Eremitenleben Tierhalter: Der – im Gegensatz zur gemeinsamen «Allmend» – als «Bitzi» und «Ifang» eingezäunte Privatbesitz beschränkte sich bei einer damaligen Unterwaldner «Hofstatt» auf eine Fläche für die Haltung von zwei Kühen, einigen Kälbern sowie einem Pferd.¹ Wie es ihm als Augenzeugen erging, wenn Lasttiere auf Feldzügen gequält und getötet oder bei seiner Pilgerwanderung über den Hauenstein geschlagen und ins «Cheibeloch» geworfen wurden², ist nicht überliefert. Hingegen ist seine «Brunnenvision» bekannt wie aufschlussreich: Er staunte, dass aus einem Brunnen, «aus dem Wein, Öl und Honig fliessen», niemand zu schöpfen hinging, «was doch leicht gewesen wäre, da er doch allen gehörte.» Daneben sah er in einem umzäunten, nur gegen Eintrittsgeld zugänglichen Gehege «eine grosse Menschenmenge ... so viel zu arbeiten hatten und doch arm blieben.»³ Das Gleichnis liest sich – gute 500 Jahre vor Dürrenmatts «Die Schweiz, ein Gefängnis» – als Kritik an den lokalgesellschaftlichen Strukturbrüchen des frühneuzeitlichen Kapitalismus und widerhallt in der Bruder Klaus zugeschriebenen, heute von rechten Krei-

sen bekanntermassen ganz anders kontextualisierten Weisung: *«Machet den zun nit zuo wit!»*

Nikolaus von Flüe war ein Mann der wenigen Worte, aber tiefen Gedanken. Einer seiner gebildetsten Zeitgenossen, der Philosoph und Kardinal Nikolaus von Kues, liess – bezeichnenderweise – seinen «Idiota de mente» erkennen, *«dass weder jene Seele noch die Natur etwas anderes sind als Gott, der alles in allem wirkt und den wir den Geist des Alls nennen.»*⁴ Und in Kues «Dialogus de ludo globi» wird über die eine Weltseele gesagt: *«Wenn sie aufhört, irgendeinen Baum zu ernähren oder ein Tier lebendig zu machen, so hört sie deswegen dennoch nicht auf zu sein, wie es von der Seele des Menschen gesagt wurde.»*⁵ Den spirituellen Hintergrund von Bruder Klaus prägte besonders auch die Tradition der spätmittelalterlichen «Gottesfreunde»-Bewegung⁶, welche den süddeutschen Mystiker Heinrich Seuse – inspiriert vom Sonnengesang des Franz von Assisi – beten liess: *«Aller Tierlein und Vöglein und Gottes unscheinbarer Kreaturen Mangel und Trauer, so ich das sah und hörte, ging mir an mein Herz, und so ich ihnen nicht helfen konnte, bat ich den obersten milden Herrn, dass er ihnen helfe.»*⁷ Darin heute *«letzte Folgerungen aus dem von Christus gestifteten Verhältnis zur Welt»* zu sehen und zu beklagen, *«wie weit sind wir hinter ihnen geblieben!»*⁸ ist freilich mehr als eine Abstimmungsparole.

Loris Fabrizio Mainardi, lic.iur. (Unternehmensjurist, 2011-2017 Assistent am Lehrstuhl für Rechts- und Staatsphilosophie an der Universität Luzern)

¹ Meier, Ich Bruder Klaus von Flüe, Zürich 1997, S. 106.

² Meier, a.a.O., S. 138.

³ zit. nach Meier, a.a.O., S. 302 f.

⁴ 145, 7-9, zit. nach Bormann (Hg.), Der Laie über den Geist, Hamburg 2002, S. 108 f.

⁵ 40, 12-15, zit. nach v. Bredow (Hg.), Gespräch über das Globusspiel, Hamburg 1999, S. 42 f.

⁶ vgl. Meier, a.a.O., S. 145 ff.

⁷ zit. nach v. Diepenbrock, Heinrich Susos Leben und Schriften, Regensburg 1884, S. 118.

⁸ Reinhold Schneider, Verhüllter Tag, Köln 1958, S. 188.